

Ernest Renan sprach, ist leer. Die Christen leben gewiß noch vom Hauch ihres Duftes, aber daß sie, wie Renan meinte, bald nur mehr vom Hauch des Hauches leben würden, scheint zumindestens im Fall des heutigen Großbritannien zu pessimistisch prophezeit.

Edith Stein

Ein Lebensbild

Von Adelgundis Jaegerschmid OSB

»Es ist im letzten Grunde unmöglich, über einen so gut wie ausschließlich religiös bestimmten Menschen zulängliche Aussagen zu machen — denn das innere Leben liegt im Geheimnis Gottes.«

Wenn eine seelisch so große und gescheite Frau wie die Philosophin Hedwig Conrad-Martius — vielleicht die einzige adäquate Freundin von Edith Stein — mit solcher Bescheidenheit ihre Unfähigkeit bekennt, in das gottverborgene Geheimnis vom Leben dieses Menschen einzudringen, so dürfte ich eigentlich gar nicht wagen, Edith Stein darstellen zu wollen. Das ist nicht falsche Demut, sondern pure Wahrheit. Aus dieser inneren Haltung habe ich mich jahrelang nicht bereit erklärt, über Edith Stein zu sprechen. Aber als vor einigen Jahren der Ruf von Schweden kam, daß ich über Edith Stein in einer katholischen Gemeinde, die einen ökumenischen Tag mit der evangelischen Gemeinde derselben Stadt veranstalten wollte, sprechen sollte, da konnte und durfte ich nicht nein sagen — denn Edith Stein war ein ökumenischer Mensch. Und ich wußte auch, daß es Gottes Wille war.

Ich mache mich nicht anheischig, das vielschichtige Lebensbild von Edith Stein psychologisch richtig zu zeichnen, aber wahrscheinlich bin ich es ihr schuldig, den Menschen etwas von dem mitzuteilen, was sie mir in persönlicher Begegnung und in vierundzwanzig, mit ihrer sauberen, so leicht lesbaren Handschrift geschriebenen Briefen geschenkt hat. Diese Briefe sind heute kostbare Dokumente, um so kostbarer, da sie zu der kleinen Anzahl noch vorhandener Briefe gehören. Edith Stein hat sehr viele Briefe in ihrem Leben geschrieben, doch wurden die meisten durch Kriegsumstände, durch allzu menschliche Angst vor nationalsozialistischer Verfolgung oder aus einfacher Gleichgültigkeit vernichtet. Der Karmel von Köln, ihr eigenes Kloster, hat keinen einzigen Brief mehr. Bedrängt, auch von kirchlicher Seite, haben sie alle Briefe vernichtet. Und ich selbst muß sagen, daß es eigentlich ein Akt des Ungehorsams war, daß diese vierundzwanzig Briefe noch vorhanden sind. Ich sage ganz kleinmütig: Gott schreibt manchmal auch auf krummen Wegen gerade.

Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt. Wir bekamen im Kloster St. Lioba die Auflage, alles Material von Juden zu vernichten. Ich konnte es nicht. Ich wollte aber auch meine Mutter Priorin nicht belasten mit dem, was ich in eigener Verantwortung trug. Ich habe deswegen die Briefe so gut versteckt, daß erst einige Jahre nach dem Krieg eine Mitschwester sie in einer zugengelappten Kiste fand.

Viele Bücher sind über Edith Stein geschrieben worden. Nachdem aber 1965 das nachgelassene Werk »Aus dem Leben einer jüdischen Familie« erschienen ist, müssen

wir, wenigstens für die Zeit ihrer Kindheit und Jugend, weitgehend dieses Buch befragen.

Edith Stein, die durch ihr Leben und Sterben reales Opfer der Versöhnung geworden ist, wurde am jüdischen Versöhnungsfest, dem 12. Oktober, des Jahres 1891 in Breslau (Schlesien) geboren. Sie ist das elfte Kind einer hoch angesehenen Familie, die stolz war auf ihre Abstammung und streng nach dem Gesetz ihres alttestamentlichen Glaubens lebte. Im Kreis von sechs gesunden, lebhaften, frohen und lebensstüchtigen Geschwistern wuchs sie auf — vier Kinder waren früh verstorben. Mit zwei Jahren verlor sie den Vater. Die gottesfürchtige, kluge, energische Mutter, mit der sie bis zum Tod der Hochbetagten aufs innigste verbunden war, führte den großen Holzhandel ihres Mannes weiter und umsorgte die Kinderschar mit liebevoller Strenge. Edith Stein war mit dieser Mutter ganz besonders innig verbunden. Sie durfte auch später im Karmel, im strengsten Orden, schon als Postulantin jede Woche ihrer Mutter einen Brief schreiben. Ihre Novizenmeisterin und spätere Priorin, die das erste Buch über Edith Stein schrieb, Teresa de Spiritu Sancto Posselt, hat mir gesagt, wie Edith immer vor ihrer Tür stand und kaum gewagt hätte zu klopfen, um diese Briefe abzugeben.

Edith war das Nesthäkchen und der ausgesprochene Liebling der Mutter. Aus dem eben erwähnten Buch »Aus dem Leben einer jüdischen Familie«, das Edith Stein als reifer Mensch im Karmel schrieb, spürten wir die tiefe glückliche Geborgenheit, die ihre ganze Kindheit umgab, die sorglose Sicherheit eines zufriedenen Familienlebens — zwei so wichtige Voraussetzungen für die gesunde Entfaltung und gute Entwicklung der kindlichen Seele. In vollen Zügen hat sie diese tiefe Harmonie aufgenommen, die gleicherweise den arbeitsamen Werktag wie den streng gehaltenen Sabbat in der Synagoge erfüllte. Ihr Gemüt war empfänglich für das Gute und Schöne. Früh wollte sie lernen, immer wieder lernen. Eine weit überdurchschnittliche Begabung und ausgesprochen kindlicher Ehrgeiz halfen ihr, alle schulischen Ziele schnell und leicht zu erreichen. Dabei kamen Feste in der eigenen Familie und der erweiterten Verwandtschaft, frohe Spiele und gelegentlich lange Fußwanderungen nicht zu kurz. Den Fußwanderungen blieb sie treu bis zu ihrem Klostereintritt. Auch wir sind während des Studiums sehr viel gewandert.

Die spätere Konvertitin und Philosophin wuchs also in einer in jeder Hinsicht gesunden Atmosphäre heran. Das religiös-kirchliche Leben wurde wichtig und ernst genommen, jedoch geschah alles ohne Übertreibung. Und noch etwas wurde gewissenhaft beachtet: Nie vergaß man über dem eigenen bescheidenen Wohlstand den Nächsten in seiner Not. An Edith hat sich die uralte Erfahrung bewahrheitet: Eine glückliche Jugend, die auf der Harmonie und Wärme des Elternhauses, auch auf der guten Ehe der Eltern, auf der Fröhlichkeit des Geschwisterkreises basiert, ist die sicherste und beste Grundlage für einen guten Lebensstart, weitaus besser als ein reiches materielles Erbe.

Im Jahre 1911 bestand Edith Stein mit Auszeichnung das Abitur. »Schlag an den Stein und Weisheit springt heraus«, lautete der Spruch ihres Rektors bei der Schlußfeier. Ihre Lieblingsfächer waren Sprachen, Geschichte, Literatur; Mathematik hingegen bereitete ihr manchen Kummer.

Sie begann an der Universität Breslau ihr Studium mit Germanistik, Geschichte und Griechisch. Das Hauptinteresse aber galt der Psychologie, einer damals noch sehr jungen Wissenschaft. »Wie ein Fisch im klaren Wasser bei warmem Sonnenschein, so fühle ich mich!« Mit diesen Worten charakterisierte sie ihre ersten Semester. Später

schrrieb sie: »Einem ungewöhnlich starken sozialen Verantwortungsbewußtsein und einem Gefühl für die Solidarität der Menschheit entsprang die Liebe zur Geschichte.« Damit hing eine leidenschaftliche Teilnahme an dem politischen Geschehen der Gegenwart als der werdenden Geschichte zusammen. »Ich bin empört über die Gleichgültigkeit der Mehrzahl der Kommilitonen gegenüber allgemeinen Fragen«, heißt es in ihrer Familiengeschichte. »Sie denken nur an die Sicherung einer späteren Futterkrippe.«

In Edith — ich darf sie doch so nennen, weil ich sie immer so genannt habe — aber erwachte damals der Wunsch, »später durch meine Berufsarbeit dem Volk und dem Staat meinen Dank abzustatten«. Aus diesem starken sozialen Verantwortungsgefühl trat sie für das Frauenstimmrecht ein und gehörte zu der »pädagogischen Gruppe«, die sich mit Schulreform beschäftigte und für Hilfsschulen, Fürsorgeerziehungsanstalten und Ähnliches interessierte. Dabei lagen ihr keineswegs ausgesprochen sozialistische Auffassungen im politischen Sinn.

Unbeschwert waren die ersten Breslauer Semester, glücklich und ein wenig neugierig auf Entdeckungsfahrt nach der Weite und Fülle der Welterkenntnis. Aber ein Mensch, der später von sich sagte: »Meine Sehnsucht nach der Wahrheit war ein einziges Gebet« —, ein solcher Mensch konnte sich nicht mit den Ergebnissen der experimentellen Psychologie begnügen, wie sie damals von Stern und Hönigswald in Breslau vertreten wurden. Edith Stein verlangte nach objektiver Erkenntnis des Menschen. Der erste Schritt auf diesem Wege waren Edmund Husserls »Logische Untersuchungen«, die sie in den Sommerferien 1913 durcharbeitete. Immer energisch und fest auf das Ziel gerichtet, das ihr vor Augen stand, zog sie nach der Lektüre von Husserls grundlegendem Werk die Konsequenzen und vertauschte — sehr zum Kummer ihrer Familie — die Heimatuniversität mit Göttingen. »Ich konnte«, so sagte sie, »wie später noch oft im Leben, die scheinbar festesten Bande mit einer leichten Bewegung abstreifen und davonfliegen wie ein Vogel, der der Schlinge entronnen ist.« In Göttingen hatte Husserl schon einen Kreis bedeutender Schüler um sich gesammelt. Die phänomenologische Methode, die er lehrte, deren eigentlicher Vater er ist, entzückte Edith sehr. Phänomenologie ist nichts anderes als der philosophische Weg, um die objektive Wahrheit, die Wahrheit als Absolutes, wiederzufinden. Die junge Philosophin war wie trunken, immer mehr versank sie von da an in der reinen Wissenschaft und schüttelte auch — wie sie ehrlich schreibt — einen noch leichten Druck ab wegen der psychologischen Dissertation, die sie sich in Breslau als freiwillig übernommene Verpflichtung hatte geben lassen, um nur *ein* Semester in Göttingen zu bleiben. Aber sie blieb in Göttingen vier Semester, bis sie im Januar 1915 ihr Studium vorläufig abschloß durch das mit »sehr gut« bestandene Staatsexamen in philosophischer Propädeutik, Geschichte und Deutsch.

Ein halbes Jahr vorher brach der Erste Weltkrieg aus. Da fühlte Edith Stein so solidarisch mit ihrem deutschen Volk, daß sie sich freiwillig und bedingungslos zum Lazarettendienst meldete und auch ihr Hilfsschwesternexamen bestand. Da sie aber vorläufig noch nicht einberufen wurde, zog sie zum Wintersemester nach Göttingen. Sie nennt diese Zeit die glücklichste, denn sie war von erregender Vielseitigkeit. Nach bestandenen Staatsexamen bemühte sie sich erneut um Verwendung im Kriegsdienst, und jetzt wurde sie in ein Seuchenlazarett nach Mährisch-Weisskirchen geschickt. Dies war am 7. April 1915. Wie ernst sie ihren schweren Kriegseinsatz nahm und mit welcher

Hingabe sie Tag oder Nacht, manchmal auch Tag und Nacht den Seuchenkranken diente, mit welch sachlichem Interesse und großem Eifer sie auch ihre hilfsmedizinische Tätigkeit ausübte, geht aus 31 Druckseiten ihres Tagebuches hervor. Sie hat mit ihrer Schwester Erna, die Frauenärztin war, oft Krankenbesuche gemacht und ihr im Krankenhaus geholfen, um sich einzuarbeiten.

Ein Kriegstagebuch zu führen, muß in jener Zeit bei der Jugend allgemein üblich gewesen sein, denn auch ich hatte, da ich mich direkt vom Abitur zum Rotkreuzdienst gemeldet hatte, ein solches geführt. Wir wurden schon nach sechstägiger Ausbildung und bestandnem Examen auf die Menschheit losgelassen.

Nach fünfmonatlichem Kriegseinsatz kehrte Edith Stein nach Breslau zurück und machte, zur Erholung von der Krankenpflege, wie sie humorvoll sagte, ihre griechische Prüfung. Gleich darauf zog sie nach Göttingen, um sich von jetzt ab konzentriert ihrer Doktorarbeit zu widmen mit dem Thema »Zum Problem der Einfühlung«. In Göttingen fielen große Entscheidungen ihres Lebens auch in wissenschaftlicher und entfernt religiöser Hinsicht. Hier begegnete sie Hedwig Conrad-Martius, ihrer einzigen ebenbürtigen Freundin, und deren Gatten. Edith Stein blieb ihr verbunden bis zuletzt. In ihrem Haus in Bergzabern, wo Edith oft zu Gast war, fand der Ruf Gottes die Wahrheitssucherin, als die nächtliche Lektüre des Lebens der großen Teresa von Avila über ihr eigenes Leben entschied. Hierbei faßte sie leicht und schnell in wunderbarer Intuition den Entschluß zur Annahme des katholischen Glaubens. Es ist wohl eine jener seltsamen Fügungen der Vorsehung, daß Hedwig Conrad-Martius, ihre geliebte »Hatti«, zur selben Zeit von der Gnade ergriffen und zur evangelischen Kirche geführt wurde. »Wir gingen beide wie auf einem schmalen Grate dicht nebeneinander her, jede in jedem Augenblick des göttlichen Rufes gewärtig. Er geschah, führte uns aber nach konfessionell verschiedenen Richtungen«, berichtet die Freundin. Ihre tiefe Gemeinschaft wurde nie zerstört. Edith bat Hatti, ihre Taufpatin zu sein, und holte sich die bischöfliche Erlaubnis hierzu. In Hattis weißem Hochzeitsmantel schritt die strahlende Neophytin zum Altar, von der evangelischen Freundin liebevoll geleitet, Ökumene im Jahr 1922.

In Edith Steins Göttinger Freundeskreis gab es in den Jahren 1913 bis 1915 Juden und Christen verschiedenster Grade und Stufen. Tiefer als das gotische und althochdeutsche Vaterunser in den germanistischen Übungen führten sie Max Schelers Gastvorlesungen 1913 in die christliche Glaubenswelt ein. Nach ihren eigenen Worten wurde hierbei katholisches Gedankengut durch den Glanz dieses großen Geistes zum Leuchten gebracht und durch die unwiderstehliche Gewalt seiner Sprache mit Leben erfüllt. Scheler, der damals mit Wilhelm Furtwänglers Schwester verheiratet war, gehört zu den christlich engagierten Husserl-Schülern — ähnlich Dietrich von Hildebrand, dem katholischen Ethiker, dem evangelischen Theologen Haering und dem katholischen Theologen Msgr. Beaudin, beide einst an der Universität Straßburg. Mit dem feinsinnigen Franzosen Koiré und Eduard Métis, zwei überzeugten Juden, war sie besonders verbunden. Allerdings schreibt sie: »Als ich Métis nach seiner Gottesidee fragte, lautete seine kurze Antwort: Gott ist Geist, mehr sei darüber nicht zu sagen. Da war mir, als ob ich einen Stein statt Brot bekommen hätte.« Der fromme evangelische Christ Adolf Reinach, der sich als erster der Göttinger Schule habilitiert hatte und Husserls rechte Hand war, machte auf Edith Stein einen unauslöschlichen Eindruck. Er stand ihr ganz persönlich nahe, sicher menschlich näher als Husserl, den sie vielleicht damals als

Olympier empfand. Als Reinach 1917 im Ersten Weltkrieg fiel — jahrelang hatte er mit Edith Feldpostbriefe gewechselt —, stand sie seiner Witwe bei der Ordnung der großen Bibliothek bei. Wie Edith mir später erzählte, hat sie die starkmütige Haltung christlicher Auferstehungsgewißheit, der sie bei Frau Reinach begegnete, sehr beeindruckt. »Es war dies meine erste Begegnung mit dem Kreuz Christi«, sagte sie, tief erschüttert von jener Zeit, kurz vor ihrem eigenen Tod, »es war der erste Augenblick, in dem mein Unglaube zusammenbrach, das Judentum verblaßte, Christus aufstrahlte.« Und doch dauerte es noch drei Jahre bis zum letzten Schritt, den man aber auch den ersten nennen kann, d. h., bis zur Taufe.

Der Vortrag von Hedwig Conrad-Martius, den sie in der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit gehalten hat, ist immer noch mit weitem Abstand zu allem andern, was über Edith Stein je geschrieben wurde, die wesentlichste und wichtigste Aussage über sie. Die Verfasserin hat ihn dem schmalen kostbaren Bändchen, das Edith Steins Briefe an die Freundin Hedwig Conrad-Martius enthält, beigefügt. In wenigen Worten umschreibt sie ihr ureigenes Verhältnis zueinander: »Da war zunächst die Gemeinschaft der philosophischen Atmosphäre, aus der wir mit vielen anderen herausgeboren waren. Wir, die wir persönlichste Schüler unseres hochverehrten Lehrers und Meisters Edmund Husserl gewesen sind.«

Peter Wust charakterisiert das Wesen der Gemeinsamkeit aller wahren Phänomenologen so: »Von Anfang an muß wohl in der Intention (der Absicht) jener neuen philosophischen Richtung etwas ganz Geheimnisvolles verborgen gewesen sein, eine Sehnsucht zurück zum Objektiven, zur Heiligkeit des Seins, der Reinheit und Keuschheit der Dinge, der Sachen selbst.«

In dem Programm einer Tagung über Phänomenologie 1972 habe ich ein sehr gutes Wort gefunden bezüglich »der Sachen selbst«, und ich möchte es nicht vorenthalten. »Husserls Phänomenologie bedeutet die Wendung zu den Sachen selbst. Sie brachte zunächst eine Befreiung des philosophischen Blickes von aller konstruierenden Psychologie und Philosophie, eine neue Offenheit für die Erfahrungsmannigfaltigkeit der Welt und ihrer Wesenheiten.«

»Die der ursprünglichen Intention dieser Schule eigene Objektgeöffnetheit hat viele von Husserls Schülern weiter auf dem Weg zu den Dingen, zu den Sachverhalten, zum Sein selbst, ja sogar zum Habitus des katholischen Menschen getrieben« — so sagt Peter Wust, der tiefgläubige Philosoph der Universität Münster, der während des Krieges starb. Als allerletzte, wenn auch nichtfachphilosophische Schülerin des verehrten Meisters und Freundes kann ich dies bestätigen durch ein Wort, das er mir einmal sagte: »Die echte Wissenschaft muß Universalwissenschaft sein, wie sie die Philosophie erarbeitet hat, und sie muß in einer teleologischen Entwicklung zu Gott, dem Absoluten, führen. Eine Anzahl meiner Schüler hat sich merkwürdigerweise radikal entschieden. Es sind die einen tiefgläubige evangelische Christen gewesen oder geworden, andere haben zur katholischen Kirche konvertiert. In meinem Verhältnis zu ihnen, meinen Schülern, hat sich nichts geändert, es ist weiterhin von gegenseitigem Vertrauen getragen.« Am Ende seines Lebens unterstrich er nochmals dieses gegenseitige Vertrauen durch ein mir unvergeßliches Wort: »Unsere Freundschaft hat nie einen Riß bekommen, weil Sie nie einen Angriff auf mich gemacht haben.«

Es gab sehr fromme Menschen, die mir nahelegten, ich sollte Husserl noch vor dem Sterben zur Konversion bewegen. Ich habe ein solches Ansinnen weit zurückgewiesen,

denn das ist allein Gottes Sache. Bei Husserl fand Edith Stein vorläufig, das heißt, gleichsam auf der ersten Station ihres Weges zu Gott, das, was sie suchte. Noch war sie nicht am Ziel.

Gelegentlich sagte Husserl, der sich selbst als einen der eifrigsten Gottsucher bezeichnete: »Was die Kirchen wollen, will ich auch, nämlich die Menschen hinführen zur Ewigkeit. Meine Aufgabe ist es, dies durch die Philosophie zu versuchen. Alles, was ich bis jetzt geschrieben habe, sind nur Vorarbeiten, es ist nur ein Aufstellen von Methoden. Leider kommt man im Verlauf eines einzigen Lebens gar nicht zum Kern, zum Wesentlichen. Die Frage nach dem letzten Sein, nach Wahrheit, muß der Gegenstand jeder wahren Philosophie sein.« Aus den bisherigen Ausführungen läßt sich die Bedeutung Husserls im inneren Entwicklungsprozeß von Edith Stein ermessen, gerade in den Jahren, da sie noch mehr oder minder Atheistin war. Zum mindesten war sie noch nicht in den Bereich des konkret Christlichen vorgedrungen. Schwieriger wurde ihre Stellung zu Husserl erst, als sie Gott, das letzte Sein, das einzige und wahre Absolute, gefunden hatte und sich durch Taufe und Aufnahme in die katholische Kirche zu dem dreieinigen Gott bekannte. Da trennten sich ihre Wege, aber ihr gemeinsames Ziel verband sie doch bis zuletzt. Interessant ist der Vergleich zweier Briefstellen, die Edith Steins innere Wandlung in die Freiheit und Weite zeigen. In einem Antwortbrief an mich vom Jahre 1930 schrieb sie in bezug auf Husserl und auf ein Gespräch, das ich mit ihm gehabt und Edith berichtet hatte, folgendes: »Ein analoges Gespräch mit Husserl hatte ich, als ich ihn zum erstenmal nach meiner Konversion sprach — ich hatte ihn acht Jahre dazwischen nicht gesehen. Immer, wenn seine Frau etwas ganz Verständnisloses sagte, entgegnete er so tief und schön, daß ich kaum etwas hinzuzufügen brauchte.« Wenn Edith Stein das von Frau Husserl schreibt, dann muß ja wohl etwas Wahres daran gewesen sein.

Malwine Husserl war der rationalistischste, intellektualistischste Mensch, der mir je im Leben begegnet ist. Gewöhnlich schon nach dem ersten Satz kamen wir hintereinander. Sie war das, was Wagner im »Faust« ist. Diese Frau hat aber doch den Weg zur katholischen Kirche gefunden. Während des Krieges hat Pater van Breda, der belgische Franziskaner, der das Husserl-Archiv in Löwen leitete, sie in einer großen, caritativen Anstalt in Belgien versteckt. Dann hat sie bei »ihrem geistlichen Sohn«, wie sie ihn nannte, doch noch den katholischen Glauben angenommen. Sie wurde ein sehr froher und dankbarer Katholik. — Edith fährt in dem oben genannten Brief fort: »Ich konnte ganz rückhaltlos offen sein, aber man muß sich vor Illusionen hüten. Es ist gut, wenn wir frei über diese letzten Dinge mit ihm sprechen können. Aber es verschärft die Verantwortung für ihn und damit unsere Verantwortung. Gebet und Opfer sind sicher viel wichtiger als alles, was wir ihm sagen können, und sind — daran zweifle ich nicht — sehr nötig. Es ist ein anderes, ein auserlesenes Werkzeug zu sein und in der Gnade zu stehen. Wir haben nicht zu urteilen und dürfen auf Gottes unergründliche Barmherzigkeit vertrauen. Aber den Ernst der Dinge dürfen wir uns nicht verschleiern. Nach jeder Begegnung, in der mir die Ohnmacht direkter Beeinflussung fühlbar wird, verschärft sich mir die Dringlichkeit des eigenen Holocaustum. Daß wir hier und jetzt stehen, um unser Heil und das derer, die uns auf die Seele gelegt sind, zu wirken, daran kann kein Zweifel sein. Daß wir es mehr und mehr lernen, jeden Tag und jede Stunde in die Ewigkeit hineinzubauen, dazu wollen wir uns gegenseitig im Gebet helfen in dieser heiligen Zeit der Septuagesima.«

Genau acht Jahre später, wenige Tage vor unseres gemeinsamen Meisters Husserls Tod, 1938, schrieb mir Edith so ganz anders, wunderbar innerlich frei geworden: »Um meinen lieben Meister habe ich keine Sorge. Es hat mir immer ferngelegen zu denken, daß Gottes Barmherzigkeit sich an die Grenzen der sichtbaren Kirche binde. Gott ist die Wahrheit. Wer die Wahrheit sucht, der sucht Gott, ob es ihm klar ist oder nicht.« Zwei Jahre nach dem Gespräch mit Husserl über die Aufgabe seiner Philosophie fuhr er — laut meinen Aufzeichnungen — beinahe an derselben Stelle fort. Ich würde nie wagen, solche Worte auszusprechen, wenn ich sie nicht sofort nach unserem Gespräch niedergeschrieben hätte. Eigentlich waren alle unsere Begegnungen ein »ewiges Gespräch«. Ohne Präliminarien führten wir es weiter, da, wo wir stehengeblieben waren, selbst wenn wir uns viele Monate oder länger nicht gesehen hatten. So sagte Husserl: »Das Leben des Menschen ist nichts anderes als ein Weg zu Gott. Ich versuche dieses Ziel ohne theologische Beweise, ohne theologische Methoden und Stützpunkte zu erreichen, nämlich (jetzt erschrecken Sie bitte nicht) zu Gott ohne Gott zu kommen. Ich muß Gott gleichsam aus meinem wissenschaftlichen Dasein eliminieren, um *den* Menschen einen Weg zu Gott zu bahnen, die nicht die Sicherheit des Glaubens durch die Kirche haben wie Sie und Edith. Ich weiß, daß dieses Vorgehen für mich selbst gefährlich sein könnte, wenn ich nicht ein tief gottverbundener und christusgläubiger Mensch wäre.« Zwei Jahre später sagte Husserl auf einem langen, einsamen Schwarzwaldspaziergang — er lebte damals schon versteckt, um der Judenverfolgung zu entgehen —: »Meine Philosophie will nichts anderes sein als ein Weg, eine Methode, um Menschen, die vom Christentum und von der Kirche abgerückt sind, wieder den Rückweg zu Gott zu zeigen.«

Ich fragte ihn einmal: »Warum haben Sie denn nie von Gott gesprochen in den Vorlesungen?« Wir mußten ja damals alle Philosophie hören. Er sagte mir: »Das Beste habe ich euch vorenthalten, aber ich war noch nicht soweit, jetzt wäre ich soweit.« Das war kurz vor seinem Tod.

Unter diesem Rückweg verstand Husserl die Intention der Phänomenologie, die schon von Edith Stein erwähnte Sehnsucht zurück zum Objektiven, zur Heiligkeit des Seins. Erst sterbend wurde ihm das Licht der Wahrheit im Lichte Gottes gezeigt. Jetzt war Gott für ihn nicht mehr der Unpersönliche, das Absolute, sondern der ganz Persönliche, der sich ihm in den letzten Augenblicken seines so tapfer um die Wahrheit ringenden Philosophenlebens offenbarte. Seine letzten Worte waren mit einem unsäglich strahlenden Blick und mit tiefem Leuchten seiner Augen: »Oh, ich habe etwas so Wunderbares gesehen, schreiben Sie schnell . . .« Aber er nahm das Geheimnis seiner letzten himmlischen Schau auf Erden mit hinüber in die Ewigkeit, in die Wahrheitsschau unverhüllter göttlicher Herrlichkeit.

In bezug auf Edith Steins Weg und sein innerstes Verhältnis zu ihr sagte er mir einmal: »Man kann sich doch persönlich weiterhin gut leiden, auch wenn man sich weltanschaulich getrennt hat, wie Edith Stein nach ihrer Konversion bewiesen hat. Ich stehe meinen Schülern immer zur Verfügung, um die Wahrheit durchzustreiten. Ich bin stets bereit, meine Irrtümer einzusehen und mich so preiszugeben.«

Zwei Jahre später setzte er dieses Gespräch so fort: »Was die Redlichkeit des Gemütes in der Religion ist, das ist in der Philosophie die Ehrlichkeit des Intellekts. Mein Leben lang habe ich um diese Ehrlichkeit gekämpft, mich geprüft, ob im Hintergrund nicht doch ein Schein von Unehrllichkeit ist.«

Wenn Husserl den Neuthomismus das Unproduktivste nannte, was es gäbe, so sprach er doch mit höchster Wertschätzung, ja mit Ehrfurcht vom hl. Thomas von Aquin. »Gerade meine Philosophie«, so meinte er, »ist die Philosophie, welche die Kirche brauchen kann, weil sie den Thomismus weiterführt. Wenn die Kirche lebendig ist, muß sie sich auch nach der Seite der Phänomenologie hin weiterentwickeln. Die philosophische Interpretation ist stets abhängig vom jeweiligen lebendigen Menschen einer Zeit.«

In der Erkenntnis, daß Husserl in Edith Steins vorchristlicher Zeit die Persönlichkeit war, welche sie am nachhaltigsten beeinflusst und geformt hat, habe ich ihn in seinem Verhältnis zu ihr so eingehend beleuchtet. Dies möge seinen Abschluß finden in dem Gespräch, das Husserl mit mir über Edith Stein, die Karmelitin, führte. Er leitete es mit einer Frage ein: »Woher kommt es, daß bei der hl. Teresa von Avila wenig zu spüren ist von der klar ausgewogenen Geistesgebundenheit der Scholastik?« Auf meine Antwort, daß Scholastik auch die Mystik einschließe, sagte er mit Bezug auf Edith Stein: »Sie schaut also von einem Berg die Klarheit und Weite des Horizontes in seiner wunderbaren Durchsichtigkeit und Aufgelockertheit, gleichzeitig aber hat sie auch die Kehre nach innen, die Perspektive ihres Ichs zu Gott. Ja, bei Edith ist durchaus alles echt. Im Juden liegt der Radikalismus und die Liebe zum Martyrium.« — Wie tief hat der Meister in diesen Worten (1934) seine große Schülerin erkannt, wie prophetisch ihren Weg angedeutet, ohne freilich zu ahnen, daß er im realen Martyrium enden würde.¹

Noch vor ihrer Promotion mit dem Prädikat *Summa cum laude*, am 3. August 1916, ernannte Husserl die Meisterschülerin zu seiner Assistentin. Damit gab sie ihre Schultätigkeit für viele Jahre auf und übernahm eine Aufgabe, die sie mit großer Weisheit und Gewissenhaftigkeit erfüllt hat. Ihr Monatsgehalt betrug hundert Reichsmark.

An dieser Stelle möchte ich über meine eigene Begegnung mit Edith Stein berichten. Im Frühjahr des Jahres 1916 begann ich auf dringenden Wunsch meines Vaters mit dem Studium, nachdem ich bedenkenlos und freudig drei Semester und weiterhin bis Kriegsende die langen Universitätssommerferien dem Vaterland als Hilfsschwester vom Roten Kreuz in einem Freiburger Lazarett gedient hatte. In einem der kleinsten Hörsäle las Husserl in meinem ersten Semester — es war ja Krieg, und die meisten Studenten standen im Feld. Hier sah ich Edith Stein zum erstenmal. Sie saß schräg vor mir, und ich betrachtete sie unentwegt, da ich den schwierigen Gedankengängen des Phänomenologen doch nicht folgen konnte. Wie war nun mein erster Eindruck von ihr: eine kleine, unscheinbare, damals wenig attraktive Gestalt, weder besonders vergeistigt, noch bedeutend, allzu schlicht, alltäglich und sogar etwas unmodern — so erschien sie mir in meiner erstsemestrigen Torheit. Aber, ein stiller, versonnener Glanz lag auf ihrer klugen, stark gewölbten Kinderstirn, von dem man nicht mehr loskam. Eine große Ausdrucksfähigkeit belebte ihre Züge, die das Kindliche und sogar Schüchterne nie ganz verloren. Wenn sie sich umwandte und mit Bekannten sprach, blickten ihre großen, dunkelgrauen Augen meist streng und sogar ein wenig abweisend, sobald neugierige Blicke ihr folgten.

Doch konnten diese Augen auch lächeln, wenn sie sich im Gespräch erwärmte. Dieses

¹ Um der historischen Wahrheit willen ließen sich einige wörtliche Wiederholungen aus »Erinnerungen an Edmund Husserl« in »Stimmen der Zeit« (Jan./Februar 1981) nicht vermeiden.

Lächeln kann man nicht beschreiben. Aber ich glaube, es bleibt jedem unvergessen, der es erlebt hat.

Als Assistentin von Husserl, dem auch ich in jenem ersten Semester persönlich begegnen durfte, wurde sie im folgenden unsere Dozentin. Da wir völlig unvorbereitet waren für Husserls Phänomenologie, also für die Lehre einer tiefen Wesensschau der Erscheinungen oder Evidenzen, begann sie, die wohl mehr Sinn für die Wirklichkeit besaß als ihr Meister, einen Einführungskurs in seine Philosophie. Bescheiden nannte sie dieses Proseminar ihren philosophischen Kindergarten. Im Kreise der anderen Studenten lernte ich sie nun auch persönlich kennen. Mit großem pädagogischen Geschick und viel Geduld, mit stiller Liebenswürdigkeit und nie versagender Güte pflügte sie das harte, trockene und steinige Erdreich unseres Geistes auf.

Stets nachsichtig lächelnd, nie spöttisch oder herablassend, ging sie auf unsere unklaren und ungeschickten Fragen und Einwände ein. Unaufhörlich ermunterte sie uns zu kleinen Schritten und Fortschritten in der strengen Schule geistiger Zucht. Angefeuert durch die »wahrhaft trunkene Nüchternheit ihres Geistes«, ließen wir uns begeistert von ihr führen und begannen, ein ganz neues Glück zu ahnen.

»Das Studium der Philosophie ist ein ständiges Gehen am Abgrund«, bemerkte sie einmal. Damals (1917) spürte sie — traurig und vielleicht auch erschauernd, wie ihr der jüdische Kinderglaube verblaßte. Nur noch aus Liebe zu ihrer streng gläubigen Mutter begleitete sie diese während der Heimatbesuche in Breslau zu den Gottesdiensten in der Synagoge. Auch in ihrer sogenannten atheistischen Zeit ließ Edith nie ab vom Suchen nach der Wahrheit. Da sie nicht auf halbem Wege stehenblieb, fand sie schließlich den, der als einziger von sich sagen durfte: Ich bin die Wahrheit: Christus. »Unruhig ist unser Herz in uns, bis es ruht in Gott.« Das war bei Edith vier Jahre später, am 1. Januar 1922, als sie nach der im Gebet durchwachten Silvesternacht in der Kirche von Bergzabern das Sakrament der Taufe empfängt und in die katholische Kirche aufgenommen wird. Auf indiskrete Fragen, wie sie zum Glauben gekommen sei — Fragen, wie sie öfter Konvertiten gestellt werden, so als ob es eine Patentlösung gäbe, die ein anderer nach Belieben wiederholen kann —, hat sie so schön geantwortet: »secretum meum mihi«.

In unerbittlicher Folgerichtigkeit und in der ihr stets eigenen Treue stieg ihre letzte Lebenshälfte — nach der Taufe — immer höher und steiler in das reine Licht der Wahrheit und Liebe. Ein Schimmer bräutlicher Freude lag über ihr, seit sie die Fülle des Lebens Christi in der Taufe empfangen hatte. Wir, ihre Freunde, stellten eine große Veränderung fest. Im Gegensatz zu früher war Edith als neuer Christenmensch jetzt viel mehr bedacht, das Äußere mit der inneren Gestalt in Einklang zu bringen. Freimütig und begleitet von mancher Neckerei habe ich mit ihr die Kleiderfrage vor ihren Vortragsreisen besprochen. Als kluger und gottgeeeinter Mensch hatte sie Sinn für Humor, freilich blieb es immer beim »goldenen Humor«, der zwar froh zu lachen verstand, aber nie in Ausgelassenheit oder Spott ausartete.

Zwölf Jahre hatten wir uns aus den Augen verloren — ich hatte inzwischen selbst den Weg zur katholischen Kirche gefunden. Edith Stein war zehn Jahre, von 1922 bis 1932, Lehrerin im Lyzeum und Lehrerinnenseminar St. Magdalena der Dominikanerinnen zu Speyer und an der pädagogischen Hochschule Münster. Im Jahre 1929 begegneten wir uns wieder in St. Lioba, meinem Kloster in Freiburg, wo sie Sr. Placida, ihre viel jüngere Jugendfreundin, nach der Einkleidung besuchte. Ich war überrascht, wie sehr sich Edith verwandelt hatte. Ihre Gestalt war zarter, aber gestraffter, das Gesicht schmaler, feiner

und durchgeistigter geworden. Freiburg und St. Lioba im besonderen wurden in den nächsten Jahren bis zu ihrem Klostereintritt 1933 immer Station auf dem Weg nach Beuron, wo sie so gern die Feier der großen Feste des Kirchenjahres mit Tagen geistiger Entspannung verband. In jener Zeit wechselten wir Briefe. Wenn sie in St. Lioba weilte, sprachen wir manche Stunde ganz persönlich zusammen. Uns verband nicht nur der gemeinsame geliebte Meister Husserl, sondern auch Erzabt Raphael Walzer von Beuron, dessen geistlicher Führung wir uns beide, ganz unabhängig und ohne voneinander zu wissen, anvertraut hatten. Edith hatte eine besondere Art zu sprechen: eindringlich, unwiderstehlich, voll aufmerksamer Teilnahme und in innerer Bewegung. Ich habe nie einen Menschen getroffen, der während eines Gespräches tiefsten Ernst mit einem so bezaubernden und beglückenden Lächeln verband. Wenn doch alle Menschen, deren Berufung es ist, über Gott und seine Wahrheiten zu reden, die Überzeugungskraft ihrer Worte aus der Brunnenstube solcher Gottes- und Menschenliebe schöpfen und sie wie Edith Stein in das Gewand schlichter, lächelnder Anmut kleiden würden. Ja, sie war ganz Charis, Gnade und Anmut.

In einem ihrer Briefe finde ich die schönen Worte über die kleine heilige Theresia von Lisieux, deren Selbstbiographie in der ersten retouchierten Ausgabe ich kritisiert hatte. Edith schreibt: »Was Sie über die kleine Theresia schreiben, hat mich überrascht. Ich habe daraus erst gesehen, daß man es von dieser Seite sehen kann. Mein Eindruck war nur der, daß hier ein Menschenleben einzig und allein von der Gottesliebe bis ins letzte durchgeformt ist. Etwas Größeres kenne ich nicht, und davon möchte ich soviel wie möglich in mein Leben hinein und in das aller, die mir nahestehen, geben.«

Immer und überall blieb Edith die reine und gütige Frau, nie verlor sie ihre tiefe Bescheidenheit. Sie sprach und schrieb nicht nur über das »Wesen der Frau«, sie lebte es vor: Die gefalteten Hände auf dem Rednerpult versinnbildlichten ihr Anliegen. Auf meine Kritik an einem ihrer gedruckten Vorträge über Mädchenbildung, bei der ich vermutlich eine Überbetonung des Religiösen in der Erziehung während des Entwicklungsalters bedenklich gefunden hatte, schrieb sie: »Wenn ich nicht über das Übernatürliche sprechen wollte, würde ich wohl überhaupt auf kein Rednerpult hinaufgehen. Es ist im Grunde immer eine kleine einfache Wahrheit, die ich zu sagen habe: Wie man es anfangen kann, an der Hand des Herrn zu leben. Wenn dann die Leute etwas ganz anderes von mir verlangen und mir geistreiche Themen stellen, die mir sehr fernliegen, kann ich sie nur als Einleitung nehmen, um schließlich auf mein eigentliches *ceterum censeo* zu kommen.«

Im Jahre 1931 gab sie ihre Tätigkeit als Lehrerin in Speyer auf. Darüber schrieb sie mir am 28. Juni von Breslau aus: »Ich wußte, als ich beschloß, von Speyer fortzugehen, daß es sehr schwer sein würde, nicht im Kloster zu leben. Aber daß es so schwer sein würde, wie es die ersten Monate war, habe ich mir doch nicht vorstellen können. Reue habe ich trotzdem keinen Augenblick gehabt, denn ich kann nicht daran zweifeln, daß es so ist, wie es sein muß. Als ich von Wien zurückkam, freute ich mich sehr, als Gruß von Sr. Placida das Bild Eurer Klosterpforte vorzufinden. Es war mir tröstlich, sie anzuschauen und zu denken, daß sich mir da in einigen Monaten ein Asyl aufzutun werde.«

Im Herbst siedelte sie nach Freiburg über und wohnte in unserem damaligen Gästehaus St. Placidus. Ernsthaft betrieb sie ihre Habilitation an der philosophischen Fakultät. Sie bat mich, ihr dabei zu helfen. So versuchte ich, ihr die Wege zu ebnen, und machte manchen Gang zu maßgebenden Professoren. St. Lioba wurde im Winter 1931/

32 ihr Standquartier für viele Vorträge. Ihre Anwesenheit war für unser Haus eine stille Freude, ja eine große Gnade. Ich sah sie täglich, nicht nur bei den liturgischen Gottesdiensten, deren Ordnung und Schönheit mit dem Ausklang in die Kontemplation sie so liebte. Manchmal kam ich am frühen Abend, wenn Wälder und Berge im letzten Licht erglänzten, in ihre kleine schlichte Dachstube.

Ein tiefer Friede war um uns verbreitet. Edith bedurfte ebensowenig wie unser Meister Husserl der vielen Bücher, des gelehrten Apparates, der uns gewöhnlichen Sterblichen unentbehrliches Rüstzeug zu sein pflegt. So bot ihre Zelle schon damals nicht das Bild des Arbeitsraumes einer gelehrten Frau. Aber das Kreuz über dem Arbeitstisch lehrte sie höchstes Wissen. Wenn sie mich geistliche Wege wies, schaute sie oft zu diesem Kreuz empor. Nie vergesse ich den tödlichen Ernst und den unsagbar schmerz erfüllten Blick zum gekreuzigten König der Juden, als sie einmal, von bangender Ahnung kommender Schrecklichkeiten überwältigt, leise sprach: »Oh, wieviel wird mein Volk leiden müssen, ehe es sich bekehrt.« Wie eine innere Erleuchtung kam mir damals der Gedanke: Edith macht sich zum Sühneopfer für ihr Volk. Allerdings hatte ich noch nicht an ihren gewaltsamen Tod gedacht, wohl aber an den sich anbahnenden Haß gegen die Juden.

In jener Zeit rang ich oft mühsam um den echten Ausgleich zwischen Gebet und Arbeit, zwischen *Actio* und *Contemplatio*, um eine sinnhafte Erfüllung meiner apostolisch-seelsorgerlichen Tätigkeit im Dienste weiblicher Strafgefangener zu finden. Sie zeigte mir, wie man aus den Heilsgeheimnissen des christlichen Glaubens die Kraft schöpft, um sein Ich von allem Geschaffenen loszuschälen, sich selbst und alle persönlichen Wünsche aus Liebe für andere aufzuopfern. Leise, aber ungeheuer fordernd sprach sie — ich habe den sanften Klang ihrer Stimme, den tiefen Ernst ihrer Worte noch heute in Herz und Ohr. Ihre Ruhe war so vollkommen, daß ich wußte: Hier ist ein Mensch, der schon alle Eitelkeiten der Welt abgetan hat, der in der Tat die Last des anderen zu tragen vermag und so das Gesetz Christi erfüllt.

Meine Zuchthaus- und Gefängnistätigkeit in den kommenden Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft war voller Gefahren, Probleme und ungelöster, vielleicht unlösbarer Schwierigkeiten. Diese wuchsen ständig. Edith stand im ersten Klosterjahr im Karmel, also im Postulat, als sie sich schon mit liebevoller Teilnahme in meine Situation hineindachte und mir zu helfen versuchte.

Das zeigt ein Brief vom 20. März 1934: »Es tat mir so sehr leid, daß ich Sie fortgehen lassen mußte, als Sie eben erst anfangen, vom Wesentlichen zu sprechen, und daß ich Ihnen kein Wort mehr dazu sagen konnte. Nur soviel glaube ich sagen zu dürfen: Unsere Wirksamkeit an anderen wird nur solange gesegnet sein, als wir keinen Zoll von der sicheren Grundlage unseres Glaubens preisgeben und unbeirrt durch alle menschlichen Rücksichten unserem Gewissen folgen. Wenn das an irgendeinem Platz nicht mehr möglich wäre, würde ich meinen, daß man ihn aufgeben müsse. Gott hat immer noch andere Mittel und Wege, um den Seelen zu helfen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie nahe es mir geht, Sie unter so schwerer Verantwortung zu wissen. Als ich aus dem Sprechzimmer herauskam, hatte ich keine Möglichkeit, die Situation zu erklären. Und so blieb mir nichts übrig, als alles, was mir der Tag noch brachte, für Sie aufzuopfern. Zeit und Ruhe, über ihre Angelegenheit nachzudenken, hatte ich erst in der Nacht. Seitdem haben Sie mich nicht mehr losgelassen. Vielleicht darf ich auf diese Weise etwas von Ihrer Last mittragen.«

Schwer und dunkel fiel der Schatten des Kreuzes auf Edith Stein. Als der Haß der Nazis die Juden verfolgte, begann ihre Passion. Aber die gefeierte Rednerin, die begehrte Dozentin von Münster, verlangte nicht nach wissenschaftlichem Ruhm, sondern allein nach der Wissenschaft des Kreuzes. »Jetzt endlich darf ich ins Kloster!« jubelte sie 1933, als ihrer öffentlichen Tätigkeit durch die Nazis ein Ende gesetzt wurde. Vater Erzabt Raphael hat ihr bis dahin nicht erlaubt, ins Kloster zu gehen, weil er ihre Persönlichkeit so wichtig und wesentlich hielt für die Menschen in der Welt.

Ihre Habilitation kam nicht mehr zustande. Als sie von der Welt, den Menschen, die Edith Stein so nötig hatten, Abschied nahm, lief sie geradewegs singend und voller Freude in den Karmel — »wie ein Kind in die Arme der Mutter«, so schrieb Erzabt Walzer —, da trug sie uns, ihre Freunde aus Welt und Kloster, auch weiter in ihrer betenden und sühnenden Seele. Sie löste sich nicht von der Verantwortung, die sie vor Gott nun einmal übernommen hatte. Nie vergaß sie die Welt, von der sie sich zwar durch ein ungewöhnlich strenges Bußleben getrennt hatte, in den tiefen Strom ihres eigenen Opfer- und Gebetslebens einzutauchen.

Sechs Wochen vor dem Klostereintritt schrieb sie mir aus Breslau: »In via sind auch wir, denn der Karmel ist ein hoher Berg, den man von unten an heraufsteigen muß. Aber eine übergroße Gnade ist es, diesen Weg zu gehen. Und Sie dürfen mir glauben, daß ich in den Gebetsstunden immer besonders derer gedenke, die gern an meiner Stelle wären. Und helfen Sie mir, daß ich würdig werde, im innersten Heiligtum der Kirche zu leben und für die einzustehen, die draußen sein müssen.«

»Die wesentlichen Liebesdienste müssen jetzt auf einem anderen, stillen Wege geschehen. Ich glaube, daß ich Ihnen damit mehr helfen kann als mit Worten.« — So steht in einem Brief aus dem ersten Klosterjahr. Es spricht für ihre unter allen Umständen auf das Wesentliche und Objektive gerichtete Denkart, aber auch für die Nüchternheit unserer Freundschaft, wenn sie fortfährt: »Freilich, aller Anliegen im einzelnen zu gedenken, das ist kaum möglich. Man kann sich nur bemühen, das Leben, das man erwählt hat, immer treuer und reiner zu leben, um es als ein annehmbares Opfer für alle, denen man verbunden ist, darzutun. Das Vertrauen, das auf uns gesetzt wird, die fast erschreckend hohe Meinung, die so viele draußen von unserem Leben haben, ist immer neuer Ansporn dazu.«

»Die meisten Schwestern betrachten es als eine Buße, wenn sie ins Sprechzimmer gerufen werden. Es ist ja auch immer wie ein Übergang in eine fremde Welt, und man ist glücklich, wenn man dann wieder in die Stille des Chores flüchten und vor dem Tabernakel verarbeiten kann, was einem zugetragen worden ist. Aber ich empfinde diesen Frieden immer noch täglich als ein übergroßes Gnadengeschenk, das einem gar nicht für einen allein gegeben sein kann. Und wenn jemand abgehetzt und zerschlagen zu uns kommt und dann etwas Ruhe und Trost mitnimmt, so macht mich das sehr glücklich.« Hier ist wohl eine ganz selten in solcher Reinheit geglückte Synthese von *Actio* und *Contemplatio*, von Weltverantwortung und Gottverherrlichung verwirklicht. Hier ist nichts von selbstgenügsamer falscher Klostermystik und egoistischer Klosterruhe zu spüren; ein enorm starkes, modernes Sozialgefühl spricht uns äußerst sympathisch an.

Jegliche Spannung und Überspannung der einen oder der anderen Zuständlichkeit ist überwunden und ausgeglichen durch die geistige gemüthafte Kraft einer Persönlichkeit, die fähig war, beides zu überblicken, zu erfassen und in ihrer großangelegten Seele zu

vereinen. Edith Steins ungewöhnlich scharfer Verstand, ihre besonders entwickelte Gabe der Beurteilung, Bewertung und Unterscheidung, auch der Bescheidung, der richtigen Einordnung und Einstufung verschiedener Werte fügte sich aufs beste ihrem energischen Willen. Aber auch ihr stark ausgeprägtes Gemütsleben, die warme, kindliche, spontan aufflammende Mitfreude und ihr ergreifendes Mitleiden war ein echter und beglückender Ton im Dreiklang des Menschenlebens. Jede Art von Berechnung lag ihr fern.

Bei ihrer Einkleidung im Kölner Karmelitinnenkloster in Köln-Lindenthal wählte sie den Namen Teresia-Benedikta vom Kreuz. Der erste Name enthält das Wichtigste: hatte doch die große Spanierin sie zu Christus geführt! Benedikta als Hauptname: In den Jahren nach ihrer Taufe war ihr, wie manchem Konvertiten, die Benediktiner-Erzabtei Beuron zur geistigen Heimat geworden. Aber sie mußte ihrer inneren Berufung treu bleiben. Nie hat sie daran gedacht, in ein Benediktinerinnenkloster einzutreten, obwohl ihr Vater Erzabt Raphael es nahegelegt hatte. — Teresia-Benedikta a Cruce: Die Weisheit des großen Mystikers Johannes vom Kreuz vollendete ihre innere Schulung. Die Darstellung seines Lebens und Werkes war das letzte Opus aus Sr. Benediktas fleißiger Feder, sie vollendete es eigentlich sterbend — die Kreuzeswissenschaft, von der sie einmal sagte, daß man sie selber leben muß. Noch in der Stunde ihrer Verhaftung schrieb sie an diesem Werk.

In knapp neun Klosterjahren wurde sie tiefer und tiefer in die dunkle Nacht des Kreuzmysteriums hineingeführt bis zu jenem 2. August des Jahres 1942, als die deutsche Gestapo die still verborgen betende und arbeitende Schwester Benedikta mit Gewalt aus dem holländischen Karmel in Echt holte und im Lager Westerbork internierte. Mit Edith wurde ihre Schwester Rosa (auch eine Konvertitin), die Oblatin im Karmel war, verhaftet.

Im Lager griff Edith sofort praktisch und energisch ein, nahm sich weinender Kinder und verzweifelter Mütter an. Sie wusch die Kleinen und spielte mit ihnen. »Bis jetzt habe ich gebetet und gearbeitet, von nun an werde ich arbeiten und beten«, schrieb sie aufrechten Geistes aus dem Camp. Das Schlimmste traf sie nicht unvorbereitet. Stumm und schwer hatte sie seit 1933 die Leiden ihres Volkes gelitten. Tieftraurig sah sie das Verhängnis über ihr nicht weniger geliebtes Deutschland hereinbrechen. Am 8. August wurde sie nach Osten transportiert. Am 9. August starb sie mit Priestern und Ordensleuten jüdischer Abstammung in einer Gaskammer von Auschwitz.

Nach christlichem, ja schon nach antikem Denken vermag nur das Opfer und Geopfertwerden der Reinen zu sühnen und zu heilen, wenn Schuld übergroß geworden ist. Freiwillig, aus reinster Gottesliebe, hatte Schwester Benedikta sich dem Geheimnis des Kreuzes geweiht. Ihr Opfertod wurde angenommen. Ihr ganzes Leben war überstark von Gottes Gnade durchdrungen, von Christi Liebe durchleuchtet, nicht weniger als das des jungen strahlenden römischen Märtyrer-Diakons Laurentius. Die Vorfier seines Martyriums begeht die Kirche seit dem 3. Jahrhundert am 9. August, dem Tag, an dem im Jahre 1942 auch Schwester Teresa-Benedikta a Cruce ihr reiches Leben vollendete.

Auch wenn wir nichts von ihrem qualvollen Sterben in einer Gaskammer in Auschwitz wissen, dürfen wir in ihren Mund, der so unvergeßlich sprechen und lächeln konnte, die Worte des auf glühendem Rost sterbenden Märtyrers Laurentius legen: »Ich freue mich so, weil ich ein Lobopfer Christi werden darf. Ja, als wohlduftende

Opfergabe habe ich mich Gott dargebracht. Meine Nacht hat keine Dunkelheit, siehe, alles leuchtet im Licht.« Die leuchtende Spur dieses guten und reinen Lebens endet im furchtbaren Schweigen des Todes. Aber wir haben die tröstliche Verheißung, daß auch in dunkelster Todesnacht ein helles Licht dem leuchtet, der Gott liebt.